

er mußte den Posten in Wien annehmen; von Mailand, wo er auf die Übernahme des Oberbefehls wartete (Berthier war sein Zeuge!), mußte er Hals über Kopf nach Wien reisen. Was dabei herauskam, hatten sie ja gesehen.

## SIEBENTES KAPITEL

### *Napoleons Verlobte wird Bernadottes Frau*

Wenn der Krieg erst im Gange war, dann würden sie ihn bestimmt nach Mailand schicken. Dann wird er, Bernadotte, der Held vom Rhein, Main, Tagliamento und Isonzo, dieselben Taten vollbringen wie vordem dieser häßliche Korse, den er nicht ausstehen konnte.

Da war sein Bruder Joseph doch ein ganz anderer Kerl! Harmlos, gutmütig, ein mittlerer Charakter, ohne militärischen Ehrgeiz. Im übrigen Kollege und Leidensgefährte des Gesandten a. D. Bernadotte: ihm war es in Rom ähnlich ergangen wie dem andern in Wien.

Mit diesem Joseph Bonaparte stand er sich schon immer sehr gut – in Passeriano und Mombello, wo er als Adjutant des Bruders tätig war, hatten sie sich angefreundet –, und mit ihm mußte er es jetzt erst recht halten. Joseph lebte als Privatmann – so nebenbei war er auch noch ein wenig als Parlamentarier tätig, die Korsen hatten ihm ihre Vertretung im Rat der Fünfhundert anvertraut – mit seiner jungen Frau Julie Clary in Paris. Am Parc Monceau, in der Rue du Rocher, bewohnte er ein prunkvolles Haus, das früher der Sängerin Grandi gehört hatte. Dieser Joseph war ein stiller Nutznießer des Ruhmes seines Bruders: im Schatten des ihm geistig weit überlegenen Siegers von Italien hatte er, der Älteste, aber auch der am schwächsten Begabte unter den acht Geschwistern, mühelos und rasch

Karriere gemacht. Er war nicht minder ehrgeizig und von sich eingenommen als die andern, aber sein ruhiges, fast phlegmatisches Wesen hielt ihn doch immer zurück, selbständig zu handeln und sich auszuzeichnen, sich aus eigenem Antrieb aktiv im politischen Leben zu betätigen, entsprach nicht seinem Charakter; er ließ die Dinge lieber an sich herantreten, als daß er sie aufsuchte.

Wie eine Schachfigur ließ er sich geduldig hin- und herschieben, wie das Spiel der hohen Politik es gerade erforderte. Aber diese passive Rolle brachte ihm Glück, denn er verstand die jeweilige Lage mit Geschick zu seinem Vorteil auszunützen.

Als er wegen seiner franzosenfreundlichen Gesinnung vor den Anhängern Paolis aus Korsika fliehen mußte, schloß er sich dem Volkskommissar Saliceti an. Als Adjutant des Generals Carteaux nahm er an der Belagerung von Toulon teil, die seinem Bruder die ersten Lorbeeren einbrachte.

Joseph, der im Gegensatz zu dem Bruder ein sehr schlechter Soldat war, wurde durch die Fürsprache seiner einflußreichen Freunde zum Kriegskommissar erster Klasse ernannt. Dieser Posten verschaffte ihm ein Jahreseinkommen von 6000 Franken sowie freie Wohnung und Beköstigung. So stand er sich viel besser als Napoleon und konnte sogar seine Geschwister unterstützen, die sich damals in sehr bedrängter Lage befanden. Die Mutter Letizia, die unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe mit ihren Kindern aus Ajaccio geflohen war, lebte in Antibes in kümmerlichen Verhältnissen. Marianna und Pauletta, die künftigen kaiserlichen Prinzessinnen Elisa und Pauline, mußten ihre zerrissenen Hemden im Riou waschen, und die Mutter dachte schon daran, ihre Töchter nach Marseille als Dienstmädchen in Stellung zu schieken.

Josephs Beförderung bewahrte die künftigen kaiserlichen Hoheiten vor diesem bescheidenen Broterwerb. Er wohnte jetzt in Marseille, und Mutter und Geschwister fanden bei ihm Unterkunft.

Hier wurde der Kriegskommissar Joseph Bonaparte mit der Familie des reichen Seidenhändlers François Clary bekannt. Die Erlebnisse der letzten fünf Jahre hatten den stolzen Handelsherrn gewaltig eingeschüchtert und gedemütigt. Im Sommer 1789 hatte er die Einquartierung des Sergeanten Bernadotte mit Entrüstung zurückgewiesen und einen Offizier als standesgemäßen Hausgast angefordert – jetzt war er froh, wenn er im Kreise der republikanischen Beamten verkehren durfte, die allesamt nicht der Hautevolee angehörten. Wie hatten sich doch die Zeiten gewandelt! Früher war Herr Clary stolz auf seine Beziehungen zur Aristokratie gewesen. Seine zweite Frau, Françoise-Rose Soumis, war die Tochter eines Offiziers und Ritters vom heiligen Ludwig, und von seinen sieben Kindern waren zwei Töchter mit adeligen Männern verheiratet. Der Bruder seiner Frau war Offizier und wegen seiner Beteiligung am föderalistischen Aufstand ins Ausland geflohen.

Die Clarys galten also in den Augen der republikanischen Behörden als politisch verdächtig, und unter den vielen angesehenen Kaufleuten und Bürgern, die das Marseiller Revolutionstribunal der Guillotine überantwortet hatte, befanden sich auch zahlreiche Freunde und Verwandte der Clarys.

Kein Wunder, wenn man daher in beständiger Sorge und Aufregung lebte! Noch im November 1793 hatte Clarys Sohn Justinien-François aus Furcht vor der drohenden Verhaftung Selbstmord begangen. Der Freitod des Sohnes und die beständige Sorge um die ungewisse Zukunft scheinen dem nicht mehr jugendlichen Herrn Clary den Rest gegeben zu haben. Am 20. Januar 1794 starb er. Die Witwe mußte jetzt allein den Kampf mit den republikanischen Behörden aufnehmen, die eben erst wieder ein Mitglied der Familie, Etienne Clary, verhaftet hatten. In ihrer Verzweiflung wandte sich die Witwe Clary an alle möglichen einflußreichen Persönlichkeiten, um ihre Angehörigen vor der Guillotine zu retten.

Unter den Männern, denen sie ihr Leid klagte, befand sich

auch der Kriegskommissar Joseph Bonaparte, der Bruder des erfolgreichen Generals und der intime Freund der Volksvertreter Saliceti, Ricord und des jüngeren Robespierre. Er nahm sich der bedrängten Frau an, und seiner Fürsprache hatte Etienne Clary die Entlassung aus der Haft zu verdanken.

So trat man in gegenseitige Fühlung, und nachdem Frau Clary nur Günstiges über den sechsundzwanzigjährigen edelmütigen Korsen in Erfahrung gebracht hatte, lud sie ihn wiederholt ein. In dem Hause in der Rue des Phocéens lernte Joseph Bonaparte die beiden Töchter der Familie kennen: Désirée und Julie. Désirée, geboren 1778, war mit ihren sechzehn Jahren ein aufgewecktes, schwärmerisch veranlagtes Mädchen und in ihrem Wesen noch ein halbes Kind.

Das Gegenteil von Désirée war deren Schwester Marie-Julie, die damals im 23. Lebensjahre stand. Klein und unentwickelt, auffallend häßlich, ein viel zu kurzes Gesicht mit lederartig welker, farbloser Haut, in dem eine dicke, unförmige Nase saß und das durch die runden, weit aus den Höhlen hervortretenden Augen keineswegs anziehender wirkte.

In diesem häßlichen Körper wohnte indes eine schöne Seele. Julie Clary besaß einen guten Charakter. Sie war verträglich, anpassungsfähig, eine Wohltäterin der Armen und ein vorbildliches Hausmütterchen, und dabei konnte sie, wenn sie wollte, sogar sehr lebhaft und geistreich sein.

Also alles Eigenschaften, die einen Mann, der weniger auf äußere Reize schaute, entschieden fesseln konnten. Dazu verstand es die Mutter ausgezeichnet, die guten Seiten der Tochter gebührend zu unterstreichen und Joseph möglichst häufig mit ihr zusammenzubringen.

Das übrige ergab sich von selbst: Joseph Bonaparte verliebte sich programmäßig in Julie Clary und hielt um ihre Hand an, die ihm natürlich bewilligt wurde. War er seiner Gesinnung nach damals auch ein überzeugter Republikaner, so war er doch in seinen Anschauungen durchaus gemäßigt und gebärdete sich

weniger radikal als sein neunzehnjähriger Bruder Lucien, der sich Brutus nannte und den wilden Jakobiner spielte. Der junge Mann, der Magazinverwalter in Saint Maximin war, das jetzt Marathon hieß, heiratete zur selben Zeit, da Joseph mit Julie Clary flirtete, die Gastwirtstochter Christine Boyer, ein hübsches, aber völlig ungebildetes Mädchen, das nicht einmal lesen und schreiben konnte.

In den Augen des seiner Gesinnung nach durchaus aristokratisch denkenden Joseph war Luciens Ehe eine Mesalliance. Eine vornehmere Frau als eine Budikerstochter getraute er sich schon zu finden.

Also verlobte er sich mit Julie Clary, und noch vor Ablauf des Trauerjahres, am 1. August 1794, fand in Cuges, wo die Clarys ein Landgut besaßen, die Ziviltrauung des jungen Paares statt. Joseph hatte, wie man zu sagen pflegt, eine gute Partie gemacht, denn die Mitgift seiner Frau belief sich auf annähernd 150000 Franken, und dieses Vermögen bestand nicht in wertlosen Assignaten, sondern in Gold und Silber, in Devisen und Staatspapieren, in Grundbesitz und Waren. Für korsische Verhältnisse war das ein ungeheurer Reichtum, und man kann sich die Freude und den Stolz vorstellen, den Madame Letizia über diese Ehe empfand, die ihren Sohn mit den reichsten und angesehensten Familien der Marseiller Geldaristokratie verschwägte. Napoleon selbst war mit der Ehe des Bruders mehr als zufrieden; es spricht zwar etwas wie der Neid des Besitzlosen mit, wenn er sagte: „Dieser Schlingel von Joseph ist wahrlich ein Glückspilz!“

Die praktisch denkende Mutter Letizia meinte: Du solltest Julies Schwester nehmen, die ist ebenso hübsch, wie Josephs Frau häßlich ist.

Obwohl Napoleon damals durchaus kein Adonis war und mit seinen struppigen Haaren, dem mageren, zitronengelben Gesicht und dem wenig gepflegten Äußeren längst nicht so vorteilhaft aussah wie sein Bruder, so umstrahlte ihn doch

schon die Gloriole des Kriegshelden; er war trotz seiner fünfundzwanzig Jahre bereits General, und eine glänzende Laufbahn stand ihm bevor. Also Grund genug, daß ein romantisch veranlagtes junges Mädchen von siebzehn Jahren sich sterblich in diesen Mann verliebte, in dem es das Ideal eines Helden erblickte.

Désirée Bernardine Eugénie Clary war ganz dazu geschaffen, den im Umgang mit Frauen so wenig erfahrenen und ungeschickten General zu bezaubern. Ihr ganzes Wesen atmete einen eigenartigen pikanten Zauber – einen Sex-Appeal würden wir heute sagen –, dem Napoleon sofort erlag. Désirée war weniger hübsch als pikant – mit den feingeschwungenen schwarzen Brauen, den sanften Augen, dem kecken Stupsnäschen, das dem Gesicht etwas Herausforderndes verlieh, das durch den lächelnden Mund noch unterstrichen wurde, und dem sittsamen, zurückhaltenden und doch anschniegenden Wesen eroberte sie sich das Herz des Korsen im Sturm.

Er sah sie wiederholt im Hause seines Bruders in Marseille, aber diese wenigen Begegnungen genügten, um ein weltgeschichtliches Liebesidyll aufkeimen und zu leidenschaftlichem Feuer emporlodern zu lassen.

Napoleon wußte damals nicht recht, was er anfangen sollte. Er war zwar zum Brigadegeneral befördert worden, war jedoch im Augenblick ohne Stellung in der Armee. Sein Freund Augustin Robespierre hatte ihn im Sommer 1794 mit einer militärischen Mission nach Genua beauftragt. Dies hätte ihm beinahe den Kopf gekostet, denn nach seiner Rückkehr wurde er dem Wohlfahrtsausschuß als Hochverräter denunziert. Man beschuldigte ihn, er habe dem Feind die Pläne der französischen Grenzbefestigungen im Alpen- und Küstengebiet verraten. An diesen Beschuldigungen war kein wahres Wort; man brauchte aber einen Vorwand, um den Freunden und Anhängern der Brüder Robespierre den Prozeß zu machen. Denn am 9. Thermidor (27. Juli) war in Paris die Schreckensherrschaft des Kon-

vents gestürzt worden. Eine neue, gemäßigte Regierung, das Direktorium, war an die Stelle der Jakobiner getreten. Mit politischen Gegnern oder Anhängern des früheren Systems machte man kurzen Prozeß.

Auch Bonaparte wurde auf Grund eines anonymen Briefes verhaftet. Am 9. August wurde er auf Befehl der Volksbeauftragten vorläufig in das Fort Carré bei Antibes gebracht. Von hier aus sollte er unter militärischer Bedeckung nach Paris geschickt und dort abgeurteilt werden.

Dort hätte er – wie man sich euphemistisch auszudrücken pflegte – „den Haupttreffer in der Lotterie der heiligen Guillotine“ gewonnen, aber seine Adjutanten Marmont und Junot waren entschlossen, dem Transport im Walde hinter Antibes aufzulauern, die Begleitmannschaften niederzumachen und mit ihrem General hinüber nach Genua zu flüchten.

Soweit kam es indes nicht, denn die Volksbeauftragten mußten bald einsehen, daß sie einen Unschuldigen verhaftet hatten. Die Durchsicht der Papiere Bonapartes ergab nichts Belastendes, so daß die gegen ihn erhobene Anschuldigung – das ganze Corpus delicti bestand in dem sehr wenig beweiskräftigen Brief eines anonymen Robespierrefeindes – nicht länger aufrechterhalten werden konnte. Nach vierzehntägiger Haft wurde er am 20. August wieder auf freien Fuß gesetzt.

In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Désirée. Es scheint, als habe Napoleon sich damals allen Ernstes mit dem Gedanken beschäftigt, seine siebzehnjährige Schwägerin zu heiraten, die mit schwärmerischer Liebe an ihm hing. Wir besitzen das Geständnis dieser Leidenschaft, das Napoleon in die Form eines Romans im Stile des Werther zu kleiden suchte. Unter den Napoleonhandschriften, die vor Jahren in der Bibliothek des Grafen Dzialynski auf Schloß Kornik in Polen gefunden wurden, befindet sich auch das Fragment einer Novelle, die der junge General unter dem Eindruck seines Liebesverhältnisses zu Désirée niedergeschrieben hat. Es ist das romantische Ge-

ständnis einer tragischen Liebe, deren Ende Entsagung und bittere Tränen sind. „Eugénie et Clisson“ lautet der Titel dieser wahrscheinlich im Jahre 1795 entstandenen Geschichte. Unter dem Namen Clisson verbirgt sich nur mangelhaft der eigentliche Held, Bonaparte, der gleich in den ersten Zeilen ein treffendes Selbstporträt von sich entwirft: „Clisson war für den Krieg geboren. In einem Alter, wo andere sich an Märchen ergötzen, las er die Lebensgeschichten großer Männer und dachte zu einer Zeit, wo seine Altersgenossen noch zur Schule gingen, bereits über die Grundsätze der Kriegskunst nach.“

Dann schildert er, wie den großen, harten Soldaten der Ruhm enttäuscht, und wie er in dieser Enttäuschung zuerst auch Sinn für zärtlichere Regungen gewinnt, wie er entdeckt, daß „es“ noch andere Gefühle als die des Krieges, andere Neigungen als die der Zerstörung gibt. Es ist ein Idyll, das Napoleon inmitten des einförmigen, nüchternen Lager- und Kriegslebens in eine schönere, verklärte Welt der Gefühle und der Empfindungen versetzt, das ihn zum schwärmerischen Jüngling macht, der sich ganz seinen Gefühlen hingibt, unbeschwert von nüchterner, abstrakter Gedankenarbeit. Er weiß freilich, daß dieser schöne Traum nicht verweilen, niemals Wirklichkeit werden kann, und so klingt auch diese zarte sentimentale Geschichte von Clisson und Eugenie wehmütig aus, tragisch wie eine Romanze: Fern von der Geliebten stirbt Clisson den Heldentod auf dem Schlachtfeld.

Erstaunlich ist diese Tiefe der Verzweiflung, diese Lebensmüdigkeit, die in dem Herzensroman des jungen Bonaparte mit so ungestümer, elementarer Wucht zum Ausdruck kommt, denn das sind Eigenschaften, die wir sonst nicht in Napoleons Wesen zu finden glauben.

Das siebzehnjährige Mädchen muß also einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben. Im Frühjahr 1795, als Napoleon sich auf der Reise nach Paris befand, bestürmte Désirée ihn mit sentimental, leidenschaftlichen Liebesbriefen. Nur wenige

davon sind erhalten geblieben, aber selbst diese wenigen Fragmente verraten uns, mit welcher schwärmerischer Hingabe die kleine Désirée an dem Geliebten hing. „O du mein Geliebter“, heißt es da einmal, „nimm Deine Tage wohl in acht, damit Du auch das Leben Deiner Eugenie erhältst, die ohne Dich nicht leben kann . . . Gedenke dessen, was Du mir geschworen hast, wie auch ich den Eid zu halten gedenke, den ich Dir abgelegt habe.“

Wie Napoleon diese sentimental Herzensergüsse beantwortet hat, wissen wir leider nicht, denn seine Briefe an die Geliebte sind nicht mehr vorhanden. Es ist anzunehmen, daß Désirée diese Zeugen ihres jungen Glückes später verbrannt hat.

Im Mai 1795, als Napoleon bei den Eltern seines Freundes Marmont in Burgund weilte, schrieb sie ihm:

„Ich schreibe Dir, ohne zu wissen, wo und wie Dich mein Brief erreichen wird. Warum Du vergessen hast, mir Deine Adresse von Aix zu schicken, ist mir unverständlich. Wenn Du gewollt, hättest Du ein paar Worte an Deine gute kleine Eugenie schreiben können. Sie ist seit Deiner Abreise tieftraurig. Sie hat keine Ruhe, alles mißfällt ihr, und sie ist in großer Sorge um den fernen Freund, den sie so sehr liebt. Du weißt, wie sehr ich Dich liebe! Niemals aber werde ich Dir sagen können, wie ich es empfinde. Die Abwesenheit und die Entfernung werden die Gefühle, die Du mir einflößt, niemals verändern. Mit einem Wort: Mein ganzes Leben gehört Dir.“

Er hat vielleicht nicht jeden Brief der Geliebten beantwortet, aber er ist doch in Sorge, wenn er keine Nachricht von ihr erhält. In jedem Brief an Joseph gedenkt er ihrer und trägt dem Bruder Grüße an sie auf. Im Juni 1795 will er ihr sein Bild schicken, das sie verlangt hat. Da er aber nicht weiß, ob sie es noch haben will, läßt er Joseph die Wahl: „Du wirst es ihr geben, wenn sie es noch haben will, sonst kannst Du es für Dich behalten.“



*Gregoriusdel*

*Hamburg bei Götters 1810*

*Rosmäslers jun. sculpsit*

**SE KÖNIGL. HOFF CARL JOHANN**

**KRONPRINZ VON SCHWEDEN.**

Bernadotte als Kronprinz von Schweden  
Kupferstich von Rosmäslers jun. nach einem Gemälde von Gregorius  
(Hamburg ca. 1810)

Napoleon befindet sich in schlechter Laune; er ist niedergeschlagen und enttäuscht. Er sollte das Kommando über die Armee in der Vendée übernehmen; doch er hat es ausgeschlagen, da er sich weigert, gegen seine Landsleute zu kämpfen. Die Folge ist, daß er wegen Ungehorsam aus der Liste der aktiven Offiziere gestrichen wird. Völlig mittellos sitzt er jetzt in Paris. Für das bescheidene Zimmer zahlt er drei Franken in der Woche; morgens trinkt er eine Tasse Kaffee, und für das Abendessen – die Mittagsmahlzeit spart er – gibt er anderthalb Franken aus. „Wenn das so weitergeht“, klagt er Joseph, „komme ich schließlich noch so weit, daß ich mich nicht einmal umsehe, wenn ein Wagen vorüberfährt.“ Überall erlebt er Enttäuschungen und Mißgeschick, und in dieser düsteren Stimmung mag sich sein unruhiger Geist manchmal mit Selbstmordgedanken beschäftigt haben. Seine ganze Hoffnung klammerte sich an die Heirat mit Désirée – kam sie nicht zustande, so blieb ihm, wie er meinte, nichts übrig, als in türkische oder russische Dienste zu treten. Er war dieses ungewissen Abenteuererlebens müde, er sehnte sich nach geordneten Verhältnissen. Selbst als er vorübergehend als Planzeichner im Kriegsministerium Beschäftigung fand, befriedigte ihn diese Tätigkeit nicht, da sie jeden Tag wieder zu Ende sein konnte.

In seinem Brief vom 5. September 1795 schreibt er Joseph ganz offen über seine Pläne: „Wenn ich hier bleibe, ist es nicht unmöglich, daß mich die Heiratswut packt. Schreibe mir ein Wort darüber. Vielleicht wäre es gut, Du sprächest darüber mit Eugénies Bruder. Laß mich das Ergebnis wissen, dann ist alles gesagt.“

Er kann nicht abwarten, bis der Brief in Marseille eintrifft. Schon am andern Tag drängt und ermahnt er nochmals den Bruder: „Denke an meine Angelegenheit. Ich brenne darauf, einen Hausstand zu gründen . . . Entweder muß die Sache mit Eugénie sich entscheiden oder abgebrochen werden.“

Doch gerade in dem Augenblick, da die Entscheidung fallen

soll und er gewiß die zustimmende Antwort des Bruders erhalten hat, bricht das Liebesidyll mit Désirée plötzlich ab. Auf dem Höhepunkt, in dem entscheidenden Augenblick, da das Jawort gesprochen werden muß, verstummt Napoleon.

Ist Désirée ihm untreu geworden? Schreckt er in letzter Minute vor dem verhängnisvollen Gang zum Standesamt zurück? Keine dieser Vermutungen trifft zu. Etwas anderes hat sich inzwischen ereignet und seinen Anschauungen die entscheidende Wendung gegeben: „Zwischen Bonaparte und das kleine Fräulein aus Marseille hat sich Paris geschoben“, sagt Masson zutreffend, Paris mit seinen eleganten Damen, die hier ihre unumschränkte Herrschaft über die Männer ausüben. Eine neue, wunderbare Welt tut sich vor den staunenden Augen des Korsen auf. Er kommt sich unbeholfen, tölpelhaft vor, man merkt ihm die Provinz an. Der prickelnde Zauber der Eleganz, der ihn plötzlich umgibt, blendet ihn. „Hier allein“, so schreibt er, „unter allen Orten der Erde, nur hier verdienen die Frauen das Steuer zu führen . . . Eine Frau bedarf nur eines Aufenthaltes von sechs Monaten in Paris, um zu wissen, was ihr gebührt und welcher Art ihre Herrschaft ist . . . Die Frauen, deren es in Paris die schönsten der ganzen Welt gibt, werden hier zu einem Mittelpunkt der wichtigsten Angelegenheiten.“

In diesen Kreisen der Frauen zwischen dreißig und fünfunddreißig, die sich mehr auf die Kunst verstehen, Liebe einzufloßen als selbst zu lieben, in den Salons des Direktors Barras, des reichen Heereslieferanten Ouvrard und Permon, der Madame Tallien, wo aller Luxus und alle Pracht, die raffiniertester Geschmack zu ersinnen vermag, entfaltet wird, erscheint der General Bonaparte, berauscht, bezaubert, hingerissen. Wenn er dann Vergleiche zieht zwischen diesen geistreichen, in ihrem ganzen Auftreten so sicheren und gewandten Damen der Pariser Salons, so fallen diese nicht gerade zugunsten des kleinen harmlosen und naiven Mädels aus der Provinz aus. Er sieht, wie hier von Frauen Weltgeschichte gemacht wird; wie zarte

Hände schöner Frauen die Schicksale der Menschen und des Staates lenken. Wenn man Karriere machen will, muß man Verbindungen mit diesen einflußreichen Damen suchen.

Und je mehr er die Sache nüchtern und vom praktischen Standpunkt aus betrachtet, desto zwingender drängt sich ihm die Überzeugung auf, daß eine Ehe mit der unbedeutenden, schwärmerischen Désirée für ihn nur von Nachteil wäre. Er, der nach den höchsten Zielen strebt, darf sich nicht den Luxus einer solchen Liebesheirat erlauben. Das Herz darf nicht Gewalt gewinnen über den Verstand.

Napoleon brachte es indes nicht über sich, Désirée persönlich von der Änderung seiner Pläne in Kenntnis zu setzen und damit ihre Hoffnung zu zerstören; er scheint den Umweg über seine Schwägerin Julie gewählt und sie gebeten zu haben, ihrer Schwester das Furchtbare schonend beizubringen.

In jene Tage, da Napoleon die kleine Désirée aufgab, fällt seine Bekanntschaft mit der Vicomtesse Josephine de Beauharnais. Im Salon des Direktors Barras ist er ihr zuerst begegnet. Sie war volle sechs Jahre älter als er und hatte aus ihrer Ehe mit dem vom Wohlfahrtsausschuß hingerichteten General Alexandre de Beauharnais zwei große Kinder, sie war weder jung, noch erfreute sie sich des besten Rufes, aber sie besaß doch jenen Charm der mondänen Frau, die souveräne Sicherheit des Auftretens und den erotischen Zauber, dem der linkische, unbeholfene und abgerissene Korse sofort unterlag . . .

Inzwischen war wieder einmal dicke Luft in Paris. Auf den 18. Fructidor und den 1. Prairial folgte der 13. Vendémiaire. Die Schreckenherrschaft der Jakobiner war gestürzt, die Reaktion gewann beständig an Boden. Der gescheiterte Putsch der Bergpartei vom 1. Prairial (21. Mai) hatte die Regierung erschüttert; es bedurfte nur eines neuen energischen Vorstoßes, und die Republik war gestürzt.

Am 5. Oktober (13. Vendémiaire) brach der längst erwartete Aufstand der royalistischen Sektionen los. Barras, der an der

Spitze des Konvents stand, war ein Maulheld, aber kein Feldherr. In seiner Bedrängnis übertrug er dem General Menou den Oberbefehl über die Regierungstruppen. Menou brachte in aller Eile 5000 Mann auf die Beine, dazu noch eine Anzahl rasch mobilisierter Patrioten radikaler Färbung, einen „Haufen Gauner und Verbrecher“, wie er sie selbst bezeichnete. Ihnen stand eine nahezu fünffache Übermacht gegenüber. Menou war der Lage nicht gewachsen; er ließ sich in Unterhandlungen mit dem Gegner ein und räumte schließlich das Feld.

Das war eine schwere Niederlage für den Konvent. Menou wurde seines Postens enthoben und verhaftet – aber nun brauchte man einen tatkräftigen General, der im letzten Augenblick die Lage rettete. „Nichts leichter als das“, meinte Barras zuversichtlich. „Ich habe schon den Mann, den wir brauchen – es ist ein kleiner korsischer Offizier, der nicht viel Federlesens machen wird.“

Barras übernahm dem Namen nach den Oberbefehl, während sein Adjutant Bonaparte ihn führte. Vor der Kirche Saint-Roch kam es zu einem kurzen, aber entscheidenden Kampf zwischen den aufständischen Sektionen und den Konventstruppen. Ein paar Salven und Kanonenschüsse genügten, um den Platz reinzufegen und die Republik zu retten.

Achtzehn Tage vorher war der General Bonaparte aus dem Dienst entlassen und sein Gesuch um Genehmigung des Übertritts in türkische Dienste bewilligt worden. Jetzt war er der Held des Tages, der Mann der Zukunft, der Retter der Republik. „Nach dem 13. Vendémiaire trug er keine schmutzigen Stiefel mehr“, schreibt die Herzogin von Abrantès, deren Mutter er damals einen Heiratsantrag gemacht haben soll. „Bonaparte fuhr nun in einer schönen Equipage und bewohnte ein sehr anständiges Haus. Ganz ohne vorheriges Aufsehen war er wie durch einen Zauberschlag über Nacht eine bedeutende und wichtige Persönlichkeit geworden.“

Das ist der Mann, der jetzt in den Banden der verführerischen

Witwe Beauharnais schmachtet. In ihrer Hand wird der rauhebeinige Korse zu weichem Wachs, das sich willig kneten und formen läßt. „Die Aufgabe ist lockend, in diesem Bonaparte einen Wilden zu bändigen, den Löwen des Tages an der Kette spazieren zu führen.“

Josephine bewohnt ein elegantes Haus in der Rue Chantegrave, das früher der geschiedenen Frau des großen Schauspielers Talma gehörte. Aber sie bringt doch nur Schulden mit in die Ehe. Sie ist eine sorglose Verschwenderin, die mit Geld nicht umgehen kann, sie pumpt Gott und die Welt an und befindet sich in ständiger Bedrängnis. Durch die Ehe mit dem zwar selbst mittellosen, aber doch zukunftsicheren General kann sie sich vielleicht sanieren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Carnot ihn zum Oberkommandierenden in Italien ernennen. Die Konstellation ist also günstig. Sie verpflichtet zu weiter nichts als zu einer Ehe, die man dank der neuen republikanischen Gesetze jeden Tag wieder schmerzlos auflösen kann, wenn einem die Sache leid geworden ist. Ein juristischer Kontrakt auf Zeitdauer – weiter nichts!

Ihr Rechtsbeistand, Maître Raguideau, den sie um seine Meinung fragt, rät ihr dagegen entschieden ab, ihr Leben an einen mittellosen General zu ketten, der nichts besitzt als seinen Mantel und Degen – freilich konnte der Anwalt nicht ahnen, daß dieser Mantel der des Siegers von Marengo und dieser Degen der des Siegers von Austerlitz werden sollte . . . „Was wollen Sie“, meinte er verächtlich, „ein kleiner unbekannter Offizier ohne Zukunft! Ein Heereslieferant wäre eine bessere Partiel!“

Aber Josephine dachte: besser der Spatz in der Hand, als die Taube auf dem Dach. Und da kein reicher Kriegsgewinnler kam, begnügte sie sich mit dem General. Am 9. März 1796 fand die Hochzeit statt. Zwei Tage später muß Bonaparte bereits Abschied von seiner jungen Frau nehmen. Der Dienst rief ihn nach Italien.

In Marseille sah Napoleon auf der Durchreise zur Front Mutter und Geschwister wieder. Letizia war mit der Ehe ihres Sohnes mit der Vicomtesse de Beauharnais keineswegs einverstanden – ihr wäre die kleine naive Désirée als Schwiegertochter entschieden lieber gewesen.

Die arme Désirée! Sie mag manche Nacht bittere Tränen in ihre Kissen geweint haben, als sie die Untreue ihres geliebten Clisson erfuhr . . . Dann hat sie sich zusammengerafft und dem treulosen Schwager einen ergreifenden Abschiedsbrief geschrieben: „Sie werden gewiß erstaunt sein, nach so langem Schweigen diesen Brief von mir zu erhalten. Ich konnte jedoch nicht länger dem Wunsch widerstehen, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen. Habe ich auch Ihre Liebe, Ihre Freundschaft verloren, so will ich mir wenigstens Ihre Achtung bewahren. Das ist der einzige Trost, der mir bleibt.

Sie sind mir böse gewesen, weil ich Ihren letzten Brief nicht beantwortet habe. Allerdings, ich tat unrecht – verdiente jedoch ein so kleiner Fehler so großen Zorn? Übrigens war ein wenig Groll und Eifersucht die Ursache meines Schweigens. Man hatte mir gesagt, daß Sie einer schönen reichen Dame den Hof machen, und wie es mir scheint, war es Ihre Frau, um die Sie damals warben. Diese Nachricht brachte mich gegen Sie auf und war schuld an meinem ganzen Unglück.

Aber sagen Sie mir: verdiente ich wirklich so grausam behandelt zu werden? Dachten Sie nicht mehr an unser Versprechen? Hatte ich Ihnen nicht versprochen, Sie sofort zu benachrichtigen, wenn ich meine Gesinnung ändern würde, und von Ihnen die Liebespfänder zurückzuverlangen, die Sie jetzt noch besitzen? Habe ich es getan? Also sind Sie im Unrecht. Und wenn Sie gerecht sind, so geben Sie dies zu. Sie haben mich für den Rest meines Lebens unglücklich gemacht, aber ich bin doch schwach genug, Ihnen alles zu verzeihen.

Sie sind verheiratet . . .! Der armen Eugenie ist es nicht mehr gestattet, Sie zu lieben, nicht mehr an Sie zu denken! Und Sie

sagten, daß Sie mich liebten? Die Verzögerung eines Briefes verfeindet Sie unwiderruflich mit derjenigen, die Sie Ihre ‚treue‘ Eugenie nannten? Und veranlaßt Sie, eine andere zu heiraten. Sie – verheiratet! Ich kann diesen Gedanken nicht fassen. Er tötet mich. Das kann ich nicht überleben! Ich will Ihnen beweisen, daß ich meinem Versprechen treuer bleibe als Sie, und obgleich Sie das Band, das uns verknüpfte, zerrissen haben, werde ich niemals einem anderen angehören – niemals werde ich mich verheiraten! Mein Unglück hat mich die Männer kennen gelehrt. Es hat mich aber auch gelehrt, meinem Herzen zu mißtrauen. Ich ließ Sie durch Ihren Bruder um die Rückgabe meines Bildes bitten und wiederhole heute meine Bitte. Es wird Ihnen gewiß gleichgültig sein, besonders jetzt, da Sie das Bild einer ohne Frage geliebten Frau besitzen. Ein Vergleich könnte nur zu meinem Nachteil ausfallen, da Ihre Frau in allem hoch über der armen Eugenie steht, die sie vielleicht nur in ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an Sie übertrifft.

Ich, die ich nach einer Trennung von fast einem Jahr mich meinem Glück so nahe glaubte, ich, die ich hoffte, Sie bald wiederzusehen und bald die glücklichste der Frauen, Ihre Frau, zu werden . . .! Nichts von alledem . . .! Ihre Heirat hat mein ganzes Glück vernichtet . . .! Freilich bin ich nicht ganz ohne Schuld Ihnen gegenüber . . . Aber Sie würden in mir eine so zärtliche, beständige Gefährtin gefunden haben, daß ich fest überzeugt war, Sie würden mir alles verzeihen. Der Tag Ihrer Abreise von Marseille war für mich sehr schmerzlich, aber damals hatte ich wenigstens die Hoffnung, daß ich eines Tages mit Ihnen vereint werde! Jetzt bleibt mir nur noch der Trost, zu wissen, daß Sie von meiner Beständigkeit überzeugt sind. Und nun wünsche ich nur noch den Tod. Das Leben ist eine schreckliche Qual für mich, seitdem ich es nicht mehr Ihnen widmen darf.

Ich wünsche Ihnen dennoch alles Glück und Gedeihen in

Ihrer Ehe. Möge die Frau, die Sie sich erwählt haben, Sie ebenso glücklich machen, wie ich es mir vorgenommen hatte, und wie Sie es verdienen. Vergessen Sie aber inmitten Ihres Glückes nicht ganz die arme Eugenie und beklagen Sie ihr Geschick.“

Dieser Brief ist im Originalentwurf von Désirées Hand erhalten. Ob sie ihn tatsächlich an Napoleon geschickt hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Dennoch scheint Désirées Schmerz tiefen Eindruck auf den ungetreuen Verehrer gemacht zu haben. Vor seinem Gewissen fühlte er sich schuldig, daß er ein Mädchenherz gebrochen hatte, und so hielt er sich fortan verpflichtet, das an Désirée angeblich begangene Unrecht wiedergutzumachen. In seiner Unkenntnis der weiblichen Psyche nahm er die tragischen Ergüsse eines sentimental kleinen Mädchens, das seinen ersten Liebeskummer durchmacht, für ernst; sein ganzes künftiges Leben ist beherrscht von der fixen Idee, als müsse er sich Verzeihung erwirken für sein damaliges Handeln, daß er der Mar-seiller Kaufmannstochter die verwitwete Vicomtesse Beauharnais vorgezogen hatte.

Er muß Désirée entschädigen, und so bemüht er sich, einen passenden Gatten für sie zu finden. Da ist der General Léonard Duphot. Ein hübscher Junge, sechsundzwanzig Jahre alt, trotz seiner Jugend ein tapferer Offizier mit glänzender Zukunft. Er hat die Clarys bereits in Genua kennengelernt, wo diese bei Joseph Bonaparte weilten. Dort ist er auch Désirée vorgestellt worden, scheint aber zunächst keinen besonders günstigen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Die Wunde, die Napoleons Untreue ihrem Herzen geschlagen hatte, war noch nicht vernarbt. Noch war es ihr ernst mit ihrem Gelübde: „Niemals werde ich einem andern angehören – niemals werde ich mich verheiraten!“ Man muß also abwarten, bis der Sturm sich gelegt hat.

Joseph ist unterdessen zum französischen Gesandten beim

päpstlichen Stuhl ernannt worden; am 31. August tritt er den Posten an. Die Aufgabe, die das Direktorium ihm gestellt hat, ist nicht leicht, denn er soll sich in die innerpolitischen Verhältnisse des Kirchenstaates einmischen, „um die parlamentarische Volksherrschaft ohne Gewalt, ohne Störungen in Rom einzuführen und Unordnungen zu verhindern, welche die Revolution in den Staaten des Papstes mit sich bringen könnte“.

Mit anderen Worten: Joseph Bonaparte soll eine Verschwörung anzetteln, um die weltliche Herrschaft des Papstes zu stürzen und den Kirchenstaat in eine Republik nach französischem Muster umzuwandeln . . . Allerdings sollte Joseph jedes direkte Hervortreten und vor allem jeden gewaltsamen Umsturz vermeiden, um die französische Regierung nicht als Auftraggeber und Unruhestifter bloßzustellen. Die Revolution und Umwälzung sollte vom römischen Volke selbst ausgehen, mit dessen Führer aber der Gesandte in Verbindung treten und sie finanzieren mußte.

Joseph Bonaparte hütete sich, in dieses Wespennest zu greifen und sich in politische Intrigen einzulassen. Eine Verschwörung gegen den Heiligen Vater wäre in den Augen seiner frommen Gattin ein fluchwürdiges Verbrechen gewesen. Der Einfluß der bigotten Clarys, die ihm nach Rom folgten, verhinderte schon jedes aktive Auftreten Josephs, der sich im übrigen am wohlsten fühlte, wenn man ihn in Ruhe ließ und er in behaglichem Wohlstand leben konnte.

Der neue Gesandte hatte sich in Rom gut eingeführt und unterhielt mit der päpstlichen Regierung freundschaftliche Beziehungen. Auch Frau Clary und ihre Tochter Désirée wurden von Pius VI. in Privataudienz empfangen und ausgezeichnet. Aus dem Hauptquartier Napoleons traf im November auch General Duphot in Rom ein; der Obergeneral hatte ihm Urlaub bewilligt und ihm ein Empfehlungsschreiben an Joseph mitgegeben, in dem es hieß: „General Duphot wird Dir diesen Brief überbringen. Er wird mit Dir über die Heirat sprechen,

die er mit Deiner Schwägerin einzugehen gedenkt. Ich halte diese Verbindung für sehr vorteilhaft für sie. Duphot ist ein ausgezeichneter Offizier.“

Diese Empfehlung des Kandidaten glich einem dienstlichen Befehl an Joseph: Ich erwarte, daß diese Ehe in kürzester Zeit geschlossen wird.

Er tat sein Möglichstes, und offenbar ist es ihm auch gelungen, Désirées anfänglichen Widerstand zu überwinden. Jetzt, nachdem sie den ihr zugeordneten Gatten näher kennengelernt hatte, war sie bereit, ihm die Hand zu reichen.

Da kam es am 27. Dezember zu jenem Sturm des Pöbels auf die französische Gesandtschaft, wobei der General Duphot vor den Augen seiner Verlobten erschossen wurde.

Als alte Frau hat Désirée zwar behauptet: „Ich hätte Duphot, der mir nicht gefiel, niemals geheiratet“ – aber jedenfalls wäre die Ehe doch zustande gekommen, wenn der Tod nicht die beiden getrennt hätte. Denn daß Duphot eine Geliebte und einen dreijährigen außerehelichen Sohn besaß, war in der damaligen Zeit, wo es in der Gesellschaft gewissermaßen zum guten Ton gehörte, eine Mätresse zu haben, wahrlich kein Ehehindernis.

Nach Duphots Tod schlägt ihr Napoleon seine Freunde Marmont und Junot vor – den hochgebildeten, aus vornehmer Adelsfamilie stammenden General Marmont, den späteren Marschall und Herzog von Ragusa – 1814 hat er den Kaiser durch den Verrat von Essonnes den Verbündeten ausgeliefert – und den schneidigen Haudegen Andoche Junot, den feschen Reiter, der damals mit Josephines Kammerkätzchen scharmutierte und später Laura Permon heiratete, die Tochter einer alten Freundin Napoleons – der spätere Herzog von Abrantès, der 1813 im Wahnsinn endete, die Folge von dreizehn Säbelhieben, die seinen Schädel getroffen hatten... Doch jedesmal gab Désirée den Bewerbern einen Korb... Bis endlich Bernadotte erschien...

Die Freundschaft mit Joseph hat ihm den Weg zu ihrem Herzen gebahnt.

Er mußte es mit den Bonaparte halten, auch wenn er der Gegenspieler Napoleons war. In diesem Falle sogar erst recht – im guten wie im schlechten war die Freundschaft des Bruders für Bernadotte stets die beste Deckung.

Verhältnismäßig rasch ging sie auf Bernadottes Werbung ein. Wollte sie Rache an dem Ungetreuen nehmen, indem sie seinen Gegner heiratete? Sie kannte ihn nicht näher, aber sie wußte, und das war für sie vielleicht ausschlaggebend, daß er „der einzige Mann war, der Napoleon die Waage halten konnte“.

Der Altersunterschied der beiden Gatten war beträchtlich: Bernadotte zählte 35, Désirée 21. Am 24. Juni 1798 – am 18. Mai, also kaum einen Monat vorher, war Napoleon in Toulon an Bord des „Orient“ gegangen, um den abenteuerlichen Feldzug in Ägypten zu unternehmen. Kurz darauf kam Bernadotte beim Kriegsministerium um Urlaub ein, den er folgendermaßen begründete: „Der Dienst in sechs Feldzügen hat meine Gesundheit angegriffen, so daß ich eine Ruhepause von zwei bis drei Monaten nötig habe. Hinzu kommt, daß ich mein Lebensglück verlieren könnte, wenn ich mich entfernte. Ich bitte daher meine Lage dem Direktorium zu unterbreiten... Sollte vor Ablauf eines dreimonatigenurlaubes der Krieg mit Österreich aufs neue beginnen, so werde ich mich unverzüglich wieder an die Front begeben.“

Das Gesuch wurde ohne Umstände genehmigt und am 16. August das junge Paar vom Standesbeamten der Gemeinde Sceaux getraut. Lucien und Joseph Bonaparte waren Trauzeugen. Bernadotte wohnte hier in der Rue de la Lune, gegenüber dem Schloß, dessen großer Park, in dem einst der Herzog von Maine, der legitimierte Sohn des Sonnenkönigs, rauschende Feste gegeben hatte, jetzt parzelliert und als Bauplätze für Familienhäuser aufgeteilt worden war. Bisher war Berna-

dotte täglich nach Paris geritten; jetzt mietete er eine Wohnung in der Stadt selbst, in der Rue Cisalpine (heute Rue de Monceaux), also in nächster Nähe seines Schwagers Joseph Bonaparte, der um die Ecke, in der Rue du Rocher, wohnte.

In Kairo, wo er mit arabischen Muftis tiefsinnige Gespräche über die Weisheit des Korans führt, erhielt der General Bonaparte Kunde von Désirées Vermählung mit Bernadotte. Die Nachricht konnte ihn kaum erfreuen. Die Bewerber, die er vorgeschlagen hatte, waren hartnäckig abgewiesen worden. Aber ohne ihn zu fragen, hatte sie sich für Bernadotte entschieden. Für den Rivalen, für einen der wenigen, die Ehrgeiz besaßen und die deshalb Napoleon gefährlich werden konnten. Ein solcher Mann war jetzt sein Schwager geworden, hatte die Frau heimgeführt, die einen kurzen Augenblick davon geträumt hatte, an seiner Seite durchs Leben zu gehen . . . bevor Josephine kam. Josephine, die ihn schon wenige Wochen nach der Trauung, als er sich vor Sehnsucht nach ihr verzehrte, schamlos betrog und die, wie man ihm auch hier schon zugezogen hatte, jetzt seine Abwesenheit von Paris benutzte, um sich wieder mit diesem Gecken und Schieber, dem Husarenleutnant Charles, zu trösten . . . Die kleine Désirée, die er verschmähte, wäre ihm gewiß treu geblieben . . .

Nein, er durfte ihr nicht gram sein. Sie war frei, konnte nach ihrem eigenen Empfinden wählen. Sie hatte sich für Bernadotte entschieden. Um Désirées willen wird er diesem in Zukunft manches nachsehen müssen. Oder gelingt es ihr, den Mann für Napoleons Pläne zu gewinnen?

Vielleicht hat das Schicksal es so gewollt. Wenn er am Lagerfeuer im Angesicht der Pyramiden und vor sich die endlose Wüste, den Werther liest und am Rande der französischen Übersetzung mit ungelenker Hand seine Kritik vermerkt, denkt er vielleicht an Eugenie und Clisson. Die Idylle hat einen anderen Abschluß gefunden als Goethes Dichtung. Und er, Clisson, sucht nicht den Tod im Schlachtengetümmel, er jagt im Mor-

genlande dem Phantom einer Krone nach. Er folgt den Spuren Alexanders und Cäsars, die der Wüstensand verweht hat.

Und tags darauf schreibt er an Joseph: „Ich wünschte, daß Désirée mit Bernadotte glücklich würde; denn sie verdient es.“

## ACHTES KAPITEL

### *Deutscher Ebrendoktor und französischer Kriegsminister*

Nach Ablauf seinesurlaubes wurde Bernadotte auf den Kriegsschauplatz an den Rhein beordert, wo er das Kommando der Vorhut der auf dem rechten Ufer operierenden Armee übernehmen sollte.

Am 20. November trifft er in Mainz ein, besichtigt die französischen Befestigungen und begibt sich über Worms nach Gießen, dem Sitz des Hauptquartiers.

Seit Jourdans Rückzug ist es am Rhein ziemlich ruhig geworden. Die Kriegshandlungen sind langsam eingeschlafen, denn Kaiser Franz hat in Leoben und Rastatt bereits auf das linke Rheinufer verzichtet, und auch Preußen hat durch das Sonderabkommen von Basel den augenblicklichen Status quo anerkannt. Was die französischen Könige von Philipp August bis auf Ludwig XIV. angestrebt haben, aber niemals erreichen konnten — die Republik hat es geschafft: Der Rhein ist auf seinem ganzen Lauf Frankreichs Ostgrenze geworden. Was vordem deutsches Land gewesen, gehört jetzt als Departement Donnersberg und Ruhr (Mont Tonnerre und Roër) zur einen und unteilbaren Republik, wie die amtliche Bezeichnung des französischen Staatssystems lautet. Am linken Ufer des deutschen Stromes steht der französische Posten, auf dem rechten